

Denis W. zeigt auf seinen Arm mit dem dunklen Kreuz. An anderer Stelle ist ein Rosenkranz tätowiert. „Ich trage meinen Glauben auf der Haut“, betont der in Zweibrücken stationierte Fallschirmjäger. Ich bin sehr religiös.“ Das war nicht immer so. Ein Anschlag 2011 in Afghanistan habe sein Leben verändert. Was genau während der Patrouille im Norden des Landes passierte, will der Soldat nicht erzählen. Denis überlebte. „Danach habe ich mein Leben Revue passieren lassen.“ Und er fand zum Glauben.

Angst hat der in der Niederauerbach-Kaserne in Zweibrücken Stationierte nicht. „Man muss schon viel Pech haben, um gleich zweimal Opfer eines Anschlages zu werden“, sagt er zu Militärseelsorger Marius Merkelbach. Beide sind jetzt stationiert in Gao, im Norden Malis, und gehören als Deutsche zur UN-Mission Minusma. 12 000 Angehörige der internationalen Streitkräfte helfen den malischen Behörden, für die Sicherheit des Wüstenstaates zu sorgen. Die beiden gehören zu den rund 1000 Deutschen, die im Camp Castor stationiert sind.

Bis 2010 war Mali ein beliebtes Reiseland. Es gab das Dogon-Land im Osten mit seinen unzähligen Höhlenwohnungen und der kulturellen Besonderheit des Dogon-Volkes. Seit 1989 gehört diese Region zum Weltkulturerbe. Die Große Moschee von Djenné ist ein Juwel. Das große sakrale Lehmgebäude gilt als Höhepunkt der sudanesisch-sahelischen Architektur in Mali. Wegen der politisch angespannten Situation bleiben heute die Gäste aber aus. Tourismus gibt es kaum mehr in dem westafrikanischen Land.

Der Konflikt begann Ende 2011 im Norden. Bürgerkriegs-Milizen aus Libyen suchten Zuflucht in der Region. Hinzu kam, dass im Januar 2012 die Volksgruppe der Tuareg begann, für ihre Unabhängigkeit und gegen den malischen Staat zu kämpfen. Es folgten radikale Islamisten, die die Region für sich einnehmen wollten. Ziel heftiger Kämpfe war die legendäre Wüstenstadt Timbuktu, die von den Dschihadisten und Angehörigen terroristischer Gruppierungen angegriffen und teilweise zerstört wurde. „Heute ist es für Touristen viel zu gefährlich, durchs Land zu reisen. Leider kann auch ich die Orte nicht mehr besuchen, an denen ich früher gelebt habe“, sagt Afrikamissionar Pater Josef Stamer, der seit fast 50 Jahren in Mali zu Hause ist.

Wie eine Trutzburg mit drei Kilometern Mauer und Stacheldraht ragt das deutsche Feldlager aus dem roten Sand. Einen Steinwurf entfernt liegt die einst blühende Stadt Gao, die heute nur noch mit Patrouillen besucht werden kann. Temperaturen um die 40 bis 48 Grad gehören zum Alltag. Soldatenleben im Extrem.

Das Mandat für die Bundeswehr in Mali geht bis Mai 2019. Die Verlängerung ist so gut wie sicher. Denn Frieden wird es hier so schnell nicht geben. Dazu hatte Kanzlerin Angela Merkel Anfang des Jahres erklärt, dass Deutschland zwischen 2017 und 2020 rund 1,7 Milliarden Euro für die Entwicklung der Sahelstaaten ausgeben werde.

Pfarrer Merkelbach mag Begegnungen mit den Soldatinnen und Soldaten. Deshalb ist er auch viel auf den staubigen Straßen des Wüstenlagers unterwegs. Zu Fuß. Überall gibt es ein „Hallo“, ein „Wie geht's?“, ein „Alles gut?“. Er trifft die, die vor den Containern mit den Arbeitseinheiten eine kurze Pause machen und schaut auch direkt in den Büros vorbei. Es ist heiß, rund 40 Grad und die schattigen Plätze unter den Tarnnetzen im „Garten“ der Castor-Bar, sind begehrt. „Im Einsatz läuft einem keiner weg“, schmunzelt er.

Es ist Sonntagmorgen. Während sich der katholische Militärpfarrer auf die Messe in der kleinen Feldkirche vorbereitet, hat Michl R. gerade eine Nachtschicht hinter sich. Jetzt blinzelt der Ansbacher in die sengende Sonne. Sein Haar ist noch feucht. „Zwei Minuten Duschen, mehr ist nicht drin. Wenn jemand zuviel von dem Nass verbraucht, wird das Wasser abgestellt.“ Harter Alltag. Strenge Regeln.

Der UN-Mission in Mali gilt als die derzeit gefährlichste weltweit. Aber: „Mali ist nicht Afghanistan“, betont Kontingentführer Aslak Heisner. „Jeder Einsatz ist anders, die Konflikte sind vielschichtig: Die Ursachen unterscheiden sich und natürlich auch die Herausforderungen vor Ort. Aber mit Blick auf meine Erfahrungen kann ich auch feststellen, dass das Engagement der Bun-

deswehr in allen Einsatzgebieten den Menschen immer Hoffnungen gegeben hat. Dazu haben wir unseren Beitrag geleistet.“

Die deutschen Soldaten haben die Aufgabe, der UN-Mission Aufklärungsergebnisse zur Verfügung zu stellen. Dazu fahren sie auch in die umliegenden Dörfer, um mit den lokalen Autoritäten zu reden. Informationen werden gesammelt über Nahrungsmittelsicherheit oder Nahrungskrisen, zur Infrastruktur der Dörfer, über bewaffnete Gruppen, Terrormilizen und die allgemeine Sicherheitslage.

Der Fürther Stefan J. koordiniert fünf Rettungsteams. Für den Fall der Fälle. Anfang 2018 gab es einige Angriffe auf Konvois. Im April schlug eine von drei abgefeuerten Raketen in der Nähe des UN-Camps in Gao ein. Es gab glücklicherweise weder Verletzte noch

Tote. Auch in das UN-Camp bei Timbuktu haben insgesamt neun Selbstmordattentäter versucht, einzudringen. Sie wurden abgewehrt.

Bei einem Anschlag mit Verletzten gilt die 10-1-2-Regel: In zehn Minuten muss Erste Hilfe durch Kameraden vor Ort erfolgen, innerhalb der ersten Stunde muss die Behandlung durch einen Arzt geschehen, der mit dem Hubschrauber eingeflogen wird, und binnen zwei Stunden muss die chirurgische Versorgung in einem Militärkrankenhaus erfolgen. Szenario für den Ernstfall.

Bis jetzt verliefen die Einsätze glimpflich. „Wir hatten drei Verletzte, die aufgrund der großen Hitze kollabierten. Einmal kam einer unserer Diensthunde in die Rettungsstelle, auch ihm hatte das Wüstenklima zugesetzt. Die Veterinärin und das Notfallteam haben ihn runtergekühlt. Er konnte nach einer Stunde die Rettungsstelle auf allen vier Pfoten wie-

der verlassen.“ Im Camp gibt es mehrere Schutz- und Sprengstoffhunde, für die die hohen Temperaturen eine Herausforderung sind.

Morgen früh steht wieder eine Patrouille an: In gepanzerten Fahrzeugen fahren die Soldaten hinaus, in die Wüste, in die Hitze und wenn es erforderlich ist, gehen sie auch mal zu Fuß, den Blick auf den flimmernden Horizont gerichtet. Und mit dem Bewusstsein, dass überall Gefahren lauern können. Manche sieht man, manche nicht.

Für diesen Fall hat Seelsorger Merkelbach die runden Medaillons mit dem Heiligen Michael, dem Schutzpatron der Soldaten, parat, die er allen Beteiligten in die Hand drückt. Es sind kleine Rituale mit großer Wirkung und dem festen Glauben, dass ein Anschlag, wie ihn Denis W. erleben musste, gar nicht erst passieren wird.



Soldat Denis W. hat sich das Kreuz nach einem Anschlag in Afghanistan tätowieren lassen.

Glaube, Wüste, Hoffnung

Unterwegs mit deutschen Soldaten in Mali, dem derzeit gefährlichsten UN-Einsatz der Welt / Von Sabine Ludwig



Kontingentführer Aslak Heisner (o.): „Der Einsatz in Mali gilt als die derzeit gefährlichste UN-Mission weltweit.“



Militärseelsorger Merkelbach vor der Feldkirche im Camp Castor. Vertrauen auf Gott ist vielen Soldaten wichtig. Fotos: Enric Boixadós

Das erste Motiv war ein Skandal

Weihnachtskarte wird 175 Jahre alt / Von Kathrin Hoth



Merry Christmas and a Happy New Year“. Der Spruch zierte heute viele Weihnachtskarten. Besonders innovativ ist er aber nicht. Denn exakt der gleiche Wunsch war vor 175 Jahren auch schon auf der ersten Weihnachtskarte der Welt zu lesen. Seither hat der Festtagsgruß im Kartenformat eine Erfolgsgeschichte hingelegt. Und das, obwohl eigentlich alles mit einem Skandal begann.

Es war 1843, als es dem englischen Staatsbeamten Sir Henry Cole allmählich zu viel wurde, Familie, Freunden und Geschäftspartnern alljährlich einen persönlichen Weihnachtsbrief zu schreiben – so wie es damals üblich war. Also beauftragte er den Illustrator John Callcott Horsley damit, eine Weihnachtskarte mit aufgedrucktem Wunsch zu gestalten, die man nur noch signieren brauchte. Und der lieferte ein skandalöses Werk ab: Inspiriert von einem Altarbild zeichnete er eine feierende Familie, die dem Empfänger mit Wein zuprostet. Allerdings sah das für manche so aus, als würden auch die abgebildeten Kinder Alkohol trinken. Im sittenstrengen viktorianischen England der damaligen Zeit eine Schande.

Cole beeindruckte das wenig. Er ließ 1000 Exemplare seiner Weihnachtskarte mit Lithographietechnik drucken und von Hand kolorieren, verschickte einen Teil selbst und bot den Rest für einen Schilling zum Verkauf an. Für die damalige Zeit ein stolzer Preis, trotzdem waren die Menschen begeistert. Immerhin hatte England etwa zur gleichen Zeit die Briefmarke eingeführt, der Versand war auch für Bürger erschwinglich. Natürlich blieb es in den folgenden Jahren nicht bei dem umstrittenen Motiv. Kurioserweise zeigten die Karten aber in der Anfangszeit vor allem Elfen oder Blumen – und sahen damit aus wie die in England bereits etablierten Valentinskarten. Hintergrund war ein cleverer Schachzug der Drucker, die noch nicht so recht an den Erfolg der Weihnachtskarte glaubten – und so ihre Druckplatten nicht hätten wegwerfen müssen, sondern notfalls zum Tag der Verliebten wiederverwenden können. Weihnachtliche Motive setzten sich erst ab 1850 durch.

Es war ein deutscher Auswanderer, der die Weihnachtskarte schließlich zum weltweiten Massenprodukt machte. Louis Prang gelang 1874 in den USA ein entscheidender Entwicklungsschritt bei der Farbdrucktechnik. Ein Meilenstein für die Weihnachtskarte. Schon 1880 verkaufte Prang fünf Millionen Stück davon in den USA.

In Prangs Heimatland Deutschland dagegen waren noch bis ins 20. Jahrhundert die traditionellen Wunschblätter als Weihnachtsgruß beliebt – schön gestaltete Briefbögen, auf denen man sich Gedichte oder Zitate zum 24. Dezember überreichte. Dabei wäre der Kartenversand mit weihnachtlichen Motiven theoretisch möglich gewesen. „Seit 1872 akzeptierte die Reichspost nicht mehr nur selbst herausgegebene Karten, sondern auch solche der Privatwirtschaft“, sagt Veit Didczuneit, Postkartenexperte vom Museum für Kommunikation in Berlin.

Aber erst der Erste Weltkrieg verhalf der Weihnachtskarte auch in Deutschland zu massenhaftem Erfolg. „Freunde und Familien waren oft getrennt und hatten das Bedürfnis, zu kommunizieren. Das war der soziale Kitt, der die Familien, aber auch die Gesellschaft zusammenhielt“, sagt Didczuneit.

Heute ist die Weihnachtskarte längst Tradition – trotz E-Mail und Whatsapp. In den Tagen vor Heiligabend verdoppelt sich das Briefaufkommen in Deutschland, 100 Millionen Sendungen werden dann täglich verschickt, ein Großteil davon geschäftliche Weihnachtsgrüße.

Apropos Geschäft: Das lässt sich inzwischen auch mit der Ur-Weihnachtskarte machen. 2001 wurde ein Exemplar mit dem skandalträchtigen Motiv für 22 500 Pfund – umgerechnet rund 28 700 Euro – an einen unbekannten Bieter versteigert.